

recht mühsam: Gemäht wurde der Raps mit der Sense (müssen damals die Sensen «verhönt» worden sein!) und mit den Motormähern, die zu jener Zeit als erstes Motorgerät auf die Höfe kamen. Um nicht Samen zu verlieren, wurden die «Bännen» mit Planen ausgelegt, oder man klopfte den Samen über einer «Bütti» aus; dank der Mäh-drescher ist der Samenverlust heute nur gering. – Angaben von 1862 vermitteln uns ein Bild des damaligen Öl-ertrags:¹⁸

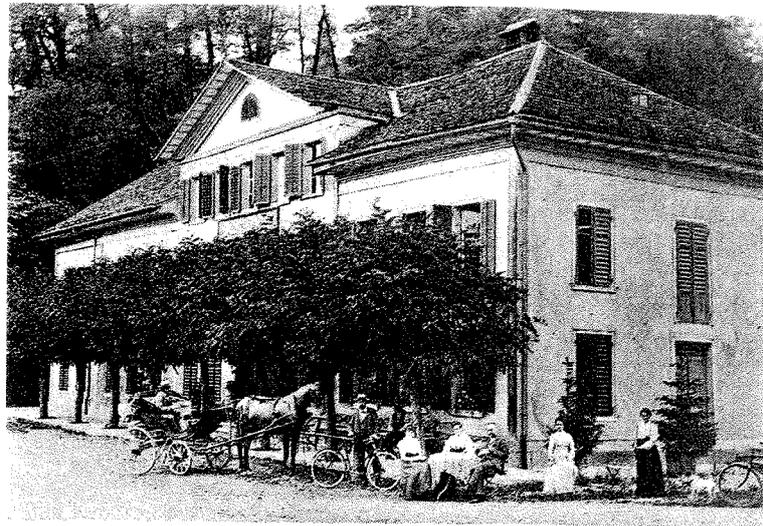
Raps: 100 kg ergaben 35 kg Rüböl und 58 kg Ölkuchen
Flachs: 100 kg ergaben 31 kg Leinöl und 65 kg Ölkuchen
Hanf: 100 kg ergaben 25 kg Hanföl und 73 kg Ölkuchen

Die Gewichts-differenz ist auf die Wasserverdampfung zu-rückzuführen. – Raps war zu jener Zeit die ertragreichste Ölfrucht; er ist auch mengenmässig am schwersten. Nach der «Schweizerischen Landwirtschaftlichen Zeitung» vom 25. Mai 1959 betrug damals der Ertrag von 5000 ha Raps 9750 Tonnen Samen, aus dem 4.35 Millionen Liter Öl gewonnen wurden.

Von den drei Bucheggberger Bädern und vom Baden

Zur Zeit der Grafen von Buchegg bestand die Häusergruppe, die heute «Kyburg» genannt und von der Bevölkerung des Bezirks «Chipperg» bezeichnet wird, noch nicht. Sie bildet heute mit Buchegg die Gemeinde Kyburg-Buchegg. Auf dem Platze des heutigen Bades Kyburg und des gegenüberliegenden Bauernhauses stand wahrscheinlich der Gutshof der Grafen, der zum Schlossgute gehörte und die Bewohner in der Burg oben mit Nahrungsmitteln zu versorgen hatte. Erst im 15. und 16. Jahrhundert wird der Hof mit «Kybhof» oder «Kyberg» bezeichnet, und wir vernehmen erstmals in Urkunden von den Bauern, die ihn bewirtschafteten. 1527 wird Niklaus Arerter als «Kybmeier» bezeichnet und gemahnt, die der Obrigkeit zustehenden Abgaben zu entrichten, «sonst wöllte man auf ihn zukommen». 1538 scheint das Lehen an den Ammann des Gerichts Aetingen, Clewi Schreier, übergegangen zu sein. Sein Sohn, ebenfalls Ammann und Nachfolger auf dem Hofe, verkaufte 1541 Güter an Michel Hörsch, Wirt zu Aetingen. Noch im 18. Jahrhundert bewirtschaftete die Familie Schreier den Hof.

Von einem Bade vernehmen wir erstmals Genaueres in einer Ratsmanualnotiz vom 26. April 1641: «Dieweilen ein Geschrei erschallen tut als ob in Kyburg nit weit von Buchegg ein Wunderbrunnen sich erfunden, welches Wasser sich schier auf einen Sauerbrunnen beziehe.»¹⁹ Eine Abordnung der Regierung musste das Wasser prüfen. Das Resultat ist nicht bekannt, doch der Volkszulauf zum «Wunderbrunnen» muss gross gewesen sein; nur einen Monat später griff die Regierung ordnend ein, denn dem

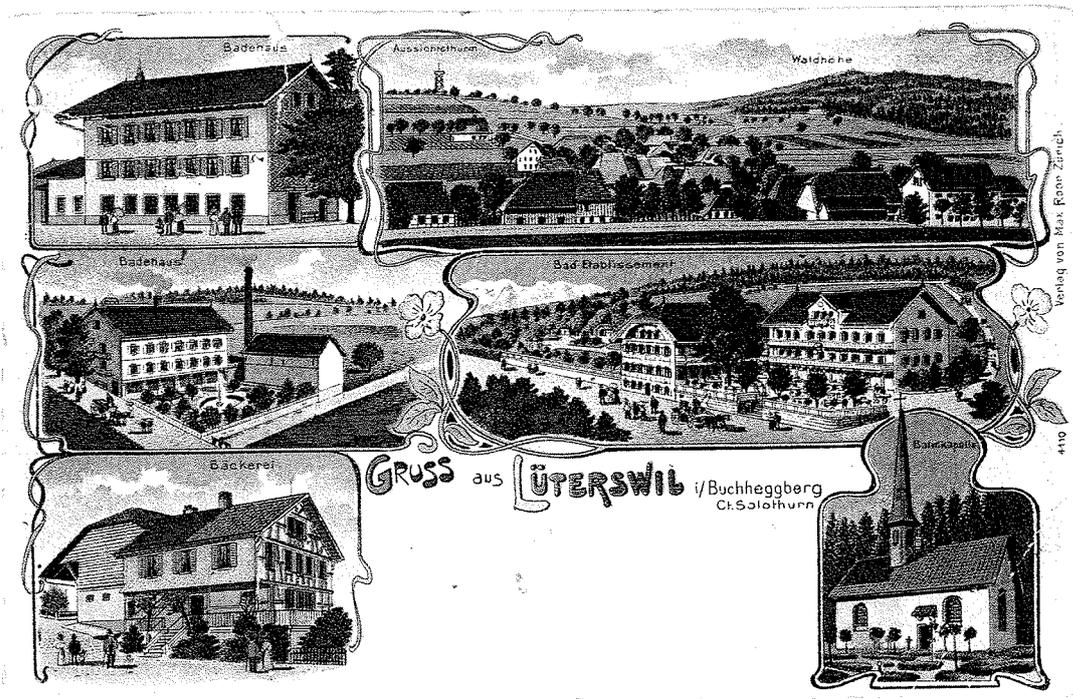


Bereits 1637 wird das Bad Kyburg erwähnt; das heutige Gebäude wurde 1851 gebaut; Postkarte um 1900.

Rate wurde mitgeteilt, «dass sich viel Hudelvolk daselbst aufhält und den Bauern nicht allein die Häg, sondern auch die Matten und Felder verderbt».²⁰ 1676 interessierte sich der Solothurner Patrizier Karl Grimm, der viele Güter in Aetingen und Buchegg besass, für die lehenweise Übernahme und Fassung «des männiglich bekannten heilsamen Wassers im Kyberg», wobei er auch um die Gewährung eines Tavernenrechtes nachsuchte. Zu seiner Zeit müsste also auch ein Wirsthaus errichtet worden sein. Dass der Rat zu Solothurn sicher 1739 von der Heilkraft des Kyburger Wassers überzeugt war, zeigt ein Beschluss aus jener Zeit: Der Bürger Xaver Küffer bat um einen «Staatsbeitrag» zu einer Badekur, da er einen bresthaften Schenkel hatte; der Beitrag wurde ihm gewährt, und er durfte zum Kuraufenthalt nach Kyburg.

Im 18. Jahrhundert vernehmen wir wenig über das Bad. 1851 liess Jakob Stuber das heutige Gebäude errichten und empfahl «Bad und Gasthof zur Krone» in einem Inserat vom 15. Mai 1852 seinen zukünftigen Gästen folgendermassen: «Das Wasser wirkt gut gegen Krankheiten des Nervensystems, lindert Bleichsucht, Rachitis, Gsüchti und Gicht. Das Kurgebäude ist neu, sehr geschmackvoll erbaut, liegt in einer waldumsäumten Gegend unter der romantischen Schlossruine Buchegg, wohin ein schattiger Waldweg führt und man eine herrliche Fernsicht auf die Alpen und die reichen Fruchtfelder geniesst.» Bereits 1854 verkaufte er das Bad- und Kurgebäude, und bis 1905, als die Familie Ingold aus Lüterkofen den Betrieb erwarb, traf man in der Badgaststube mehrere Wirte oder Lehenwirte an.

Wer besuchte das Bad, und wann und wie wurde gebadet? Darüber gibt uns eine ausgezeichnete Patentarbeit von Ruth Allemann Auskunft.²¹ «Das Bad wurde von



*Lüterswil war um 1900 bedeutender Badeort;
Dorfansicht und Bilder der wichtigsten Gebäude; Postkarte vor 1914*

Gästen aus der Umgebung besucht. Früher diente es zu Heilzwecken, später als Reinigungsbad. Gäste aus Basel verbrachten ihre Ferien im Kyburg-Bad, denn die Badewirte inserierten alljährlich in der Basler Nationalzeitung. Durch das Aufkommen der Privatbäder beanspruchte man das Bad immer weniger, und nach 1954 wurden die Badeanlagen nicht mehr benützt.» Zwischen 1900 und 1954 war der Badebetrieb in Kyburg folgendermassen organisiert:

<i>Badesaison:</i>	<i>Mai bis Mitte September</i>
<i>Badetage:</i>	<i>Mittwoch, Samstag, Sonntag</i>
<i>Zeiten:</i>	<i>14^o bis abends</i>
<i>Anzahl Bäder/Tag:</i>	<i>20 bis 30 Bäder, später 4 bis 8</i>
<i>Badepreise:</i>	<i>Mi=Fr. -.50, Sa=Fr. 1.-, So=Fr. 2.-</i>
<i>Pensionspreis 1930-1945:</i>	<i>für 4 Mahlzeiten Fr. 5.50, während des Krieges Fr. 8.50 und Fr. 9.-</i>

Bereits wurde das ehemalige Bad im Rüschraben bei Brunnenthal erwähnt. In den Akten wird recht oft der Beruf des Baders genannt, der nicht nur den Betrieb leitete, sondern auch schröpfte, den Gästen nach damaliger Ansicht das über Winter dick gewordene Blut absaugen konnte und Haupt- und Barthaare schnitt. Bereits 1496

wird ein Bader von Brunnenthal genannt. Bern verlangte damals von Solothurn, dass er wegen eines Trostungsbruches (Bürgschaftsbruches) gefangengesetzt werden solle. Immer wieder gab es Streitigkeiten zwischen dem Wirt von Messen und dem Bader wegen des Weinausschanks, so auch 1496, als Rudin Heintzen und ein Suter von Messen durch den Ammann in Solothurn ausrichten liessen, dass ihr Streit mit dem Wirt Hans Weingartner beigelegt werden konnte. 1562 hatte der Ammann von Messen wiederum zu tun mit Badegeschichten. Damals war ein Thurgauer, Bendicht Keller, als Bader tätig, der sich in Messen um ein Hintersässenrecht bewarb und das er auch «auf Zusehen hin» erhielt. 1713 versuchte es ein Einheimischer, Christen Andres, als Bader, doch war er mit dem Betrieb nicht zufrieden wegen der vielen Fremden, die nur zum Übernachten, nicht aber zur Kur ins Rischbad kämen. 1727 wird ein Ulrich Aegerter als Bad-Lehenmann genannt, der es mit seinem Bruder Johann, dem Wundarzt, leitete, und zwischen 1775 und 1786 wird mehrmals Christian Burkart als Schärer genannt. Das Ausschänken von Wein beschäftigte den Bader Urs Ziegler und den Wirt Christen Iseli 1734, denn der Wirt war der Ansicht, dass nur er Wein verkaufen dürfe. Die Gemeinde verlangte damals, dass Solothurn den Badebetrieb – schon wegen der dort eingerissenen Unsittlichkeiten – verbiete und das Badehaus abzureissen sei. Aber noch 1812 wollte der Steinhauer Hans Wyss von Brunnenthal, als Besitzer der Quel-

le und des Grundstückes, das Bad wieder führen. Auf seinen Befehl sei das Badehaus mit Brettern unterteilt worden, damit die Geschlechter beim Baden getrennt seien. Aber 1813 wurde das Brunnenthaler Bad endgültig geschlossen, und die Badetradition lebte an dieser Stelle erst wieder mit dem Bau des Schwimmbades Messen im Jahre 1969 auf.

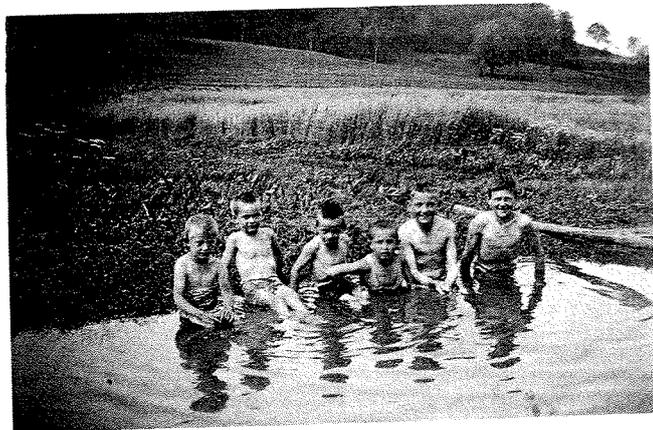
Auch vom Bad Lüterswil war schon die Rede, doch sollen weitere Angaben dazu verhelfen, sich ein Bild vom ehemaligen Badebetrieb machen zu können. Das Wirtshaus, das mit seiner schönen Bernründi fast auf die Strasse hinausreicht, wurde laut Datierung auf den Bügen 1809 gebaut. Bauherr war der aus Dürrenroth stammende Peter Kämpfer, welcher 1812 auch das Badehaus errichten liess. Über hundert Jahre führten zwei Familien das Regiment im Bad: die aus Bätterkinden stammende Familie Hubler und die Mühledorfer Familie Zimmermann (über die Karriere von Jakob Zimmermann wird im Kapitel «Menschen im Dorf» berichtet). Von 1926 bis 1968 war die Familie Emch mit dem Schwiegersohn Hermann Mäder-Emch Inhaberin des Bades. 1970 folgte die Familie Müller.

Ein Bericht des Auslandschweizer Kurgastes Adolf Saager aus Stuttgart, der sich mehrmals als Knabe mit seinen Eltern und dem Bruder in Lüterswil aufhielt, vermittelt einen so ausgezeichneten Einblick in den Badebetrieb, dass davon einige Passagen wiedergegeben werden sollen. Die Stuttgarter Gäste reisten mit dem Zug bis Büren an der Aare, wo sie vom Dragoner Emil mit dem Break und dem Pferd «Fanny» abgeholt wurden. «Er ergriff die Zügel und schnalzte, und hinaus aus dem Städtchen ging es in abenteuerlichem Trabe in den abendlichen Bucheggberg mit seinem Duft nach Tannenwald, Heu und Kuhstall, bis man vor dem Bade hielt und von der Wirtsfamilie und einigen Saaltöchtern, die die Berner Tracht trugen, herzlich begrüsst wurde. Im grossen Speisesaal im ersten Stock des Hauptgebäudes, an das die Dépendance mit unseren niederen, holzgetäfelten Zimmerchen im rechten Winkel stiess, erstreckten sich nebeneinander die zwei endlosen Tische der Table d'hôte. Alles dünkte uns köstlich, was da durch Saaltöchter mit den gestärkten Halbärmeln und den silbernen Kettlein aufgetragen wurde. Sonntags gab es regelmässig Milkenpastetchen, Rheinsalm, Poulet, eine Creme und Erdbeeren mit Schlagrahm, aber auch wochenüber war das Menu zweimal im Tage so gepflegt und üppig, dass die Kurgäste das Vielfache vertilgten, was ihr Appetit verlangt hätte.

So ‚machte‘ man damals eine ‚Kur‘, die den Vorwand zur Sommerfrische im Lüterswiler Bade gab, das allerdings von einzelnen aufrichtigeren Gästen als ‚Fressbädli‘ bezeichnet wurde. Auch wir Buben mussten uns einer Kur unterziehen, obwohl wir beide kerngesund waren: Wir mussten uns vormittags in eine Blechwanne mit dem nicht ganz einwandfrei riechenden Wasser der Mineralquelle legen und vor dem Nachtmahl die angeblich blutbildende, aber widerlich schmeckende kuhwarme Milch in einer uns

grausam vorkommenden Menge hinabwürgen, der dann nach den Ferien unser gutes Aussehen zugeschrieben wurde. Das waren kleine Schönheitsfehler des Paradieses, sonst aber schwammen wir in Glück und Wonne. Und als zu Hause der Religionslehrer von der Vertreibung Adams und Evas aus dem Garten Eden erzählte, erhob sich vor mir die sonnige Hügellandschaft des Bucheggbergs, in die uns auch heuer wieder unsere Sommerreise führen würde.»²²

Zu solchen «Badekuren» kam die Bevölkerung des Bezirks natürlich nicht. Zwar gibt es noch alte Belege, nach denen sich aus unserer Region Leute zur Kur im Schwefelberg-Bad oder einem andern nahe gelegenen aufhielten und nebst der Kurtaxe selbst für «Musique» einen Franken zu bezahlen hatten ... Aber vor dem Einbau von Badezimmern wusch und rasierte man sich draussen beim Brunnen, wo ein Waschlappen hing und ein Geschirr mit einem Stück Kernseife bereitlag. Etwas praktischer war das Waschen im Schlafzimmer, wo auf einem Waschtisch – mit Spiegel und Marmorplatte ausgerüstet – eine Cuvette und ein Wasserkrug bereitstanden; nicht fehlen durfte ein pot de chambre, mit gleichem Dekor verziert wie die Waschgefässe. Am Samstagabend wurden die Kleinkinder von der Mutter in einem Bottich gebadet, und im Sommer füllte man die «Bütte», die sonst zum Metzgen diente, im



Badende Mühledorfer Buben im gestauten Mühlebach; zweiter von links der (wasserscheue) Verfasser (A. 1936).

Garten oder in der Hofstatt mit Wasser. Waren die Kinder grösser, wurde dort der Bach gestaut, wo sich eine Zementröhre unter einem Brücklein befand; ein Holzdeckel unterbrach den Wasserabfluss, und mit der Zeit bildete sich ein eher trübes Seelein oder eine «Glunge», aber deswegen war das Badevergnügen nicht kleiner. Und wo lernte man schwimmen? In den Feuerweihern, in Gesellschaft von «Regenmohri» und anderem Getier. So auch

die Hessigkoferin Meieli Wyss-Wyss, die vom Baden und Schwimmen um 1920 folgendes erzählte:

«Mir hei alli im Weyer z Hessigkofe lehre schwümme. Wenn d Bure bschüttet hei, isch mängisch s Weyerwasser ganz gälb gsi: Mi hets müesse usloh, und de hei d Bezirkschüeler dr Weyer mit em Hydrantewasser usgschprützt. Aber chuum isch es so höch gsi, das me wieder het chönne schwümme, si mer wieder dri i das chalte Wasser. Badchleider und ä Badchappe hei denn äfange eis oder zwöi gha. Und viel hei ä so Achsleschluss-Hemml i aagha, wo me i dr Nähschuel gmacht het, und de isch uf dr Achsle äs Chnöpfli und äs Chnopfloch gsi. S Hemml i isch us wysser Bouele gsi und i dr Nähschuel hei mer müesse äs Spitzeli dra häggli. Mi het die Hemml i aagleit und unger mit ere Sicherheitsgufe zämegnoh, süsch hätt es jo s Hemml i gäng ufegschpüelt ...».

Von gesuchtem und gefasstem Wasser

Wasser wird in der Zeitschrift «Der Monat» vom Januar/Februar 1994 des Schweizerischen Bankvereins als «blaues Gold» bezeichnet und darauf hingewiesen, dass es «ein wertvolles Gut (fast) ohne Preis» sei, «eben etwas, das nicht viel kostet und nichts einbringt, in unserer Gesellschaft keine grosse Wertschätzung geniesst». Und entsprechend sei auch unser Umgang mit dem Wasser. Aber der Wasserverbrauch, der in der Schweiz zur Zeit rund 200 Liter pro Person und Tag beträgt, steigt, und das eigentliche Trinkwasser macht nur einen Bruchteil des Gesamtkonsums aus. Vielleicht ist es auch bei uns – trotz reichlichen Besitzes – an der Zeit, dem Wasser mit mehr Verständnis und vor allem mit bescheidenerem Verbrauch zu begegnen. Eine grössere Wertschätzung tut ihm not, denn als kostbarer Rohstoff könnte es in der Zukunft – mit der Hoffnung auf das Wasserstoffzeitalter – zur Lösung unserer grossen Energieprobleme von existentieller Bedeutung sein.

Seine Bedeutung war nicht etwa kleiner in unserem ehemaligen Agrarstaat oder in der vorindustriellen Zeit. Im Bezirk waren die Menschen – wie anderswo natürlich auch – zu allen Zeiten auf Wasser-Vorkommen und auf seine Kraft angewiesen. Vor rund 1500 Jahren überlegten sich die Alemannen bei ihrer Landnahme sicher gründlich, wo sie ihre Siedlungen errichten wollten, denn schon damals war die Nähe einer Quelle, eines Baches oder Flusses für den Haushalt, das Handwerk und die Landwirtschaft lebensnotwendig. Wie die Wasserrechte, aber auch die Streitigkeiten um sie zeigten, wollte man sich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die Nutzungsrechte wahren. Und nicht geringer war die Mühe, die bei der Suche, Erschliessung oder Fassung neuer Quellen bekundet wurde. Wie die Profile im Kapitel «Begegnung mit der Landschaft» zeigen, kann nicht unbedingt mit grossem Wasservorkommen an der «jungen und trocke-



Viele Höfe verfügen mit Brunnstuben, die in die Molasse gehauen wurden, über eigenes Wasser (A. 20.9.87).

nen» Aufwölbung des Südabhangs gerechnet werden. Das bekam 1692 auch der schon erwähnte Mühlebauer Hans Ziegler von Oberramsern zu spüren, und verständlich ist, dass ihm laut Mühlebrief gestattet wurde, Wasser oberhalb der Mühle im bewaldeten Berg zu suchen. Wie tief er einen Stollen in die Süsswassermolasse trieb oder zumindest den Sandstein wegräumte, um das Wasser in einer Brunnstube zu fassen, ist nicht bekannt. Jedenfalls wurde ihm bereits zwei Jahre nach dem Bau der Mühle gestattet, mehr Wasser für den Betrieb der Mühle zu fassen.²³ Bekannt war, dass sich in Oberramsern ein grösserer Wasserstollen befindet, denn nach den Angaben von Otto Misteli erforschten einige Männer den Stollen kurz vor dem Ersten Weltkrieg: «Anfangs schien es, als ob die Höhle natürlich sei. Aber nun folgte eine Änderung der Richtung und zugleich wurde der Querschnitt rechteckig (1,80 m Höhe und 1 m Breite). Die rechte Hälfte war ein Trottoir, links daneben ein Bächlein von schwach 3000 Minutenli-